

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 27 (1945)
Heft: 44

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
Einzelnummern kosten 20 Rappen / Erschät-
lich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken /
Abonnements-Einzahlungen auf Postch.
Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
und des
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsbundes
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inferaten-Annahme: August Gise A.-G., Stadlerstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postch.-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Druckerei Winterthur AG, Telefon 22 52, Postch.-Konto VIII b 58
Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einseitige Zeile
metzerle oder auch deren Raum 15 Rp. für
die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp.
Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbind-
lichkeit für Placierungsvorschläge der In-
serate - Inseratenschluss Montag abend

Was können wir Frauen zur Lösung von Spannungen in unserm Volke beitragen?

Es geht eine Welle des Unbehagens, der Miß-
stimmung durch unser Volk. Worin sie eigentlich
ihre tiefste Ursache hat, wäre wohl schwer zu sagen.
Wissenschaft ist es nur die Reaktion auf die langen
Jahre der Kriegszeit, die die hässliche Drohung von
außen jeden einzelnen young, sein persönliches
Ich und dessen Ansprüche den Interessen der Ge-
samtheit untergeordnet. Nun, da der Druck ge-
wissermaßen ist, die Bedürfnisse sich aber kaum geän-
dert, im Gegenteil die Schwierigkeiten sich eher ver-
schärft haben, da verliert man die Geduld. Man
gläubte doch erwarten zu dürfen, für geleistete
Pflichterfüllung während der Kriegszeit zum
Schluß auch die Belohnung dafür zu erhalten;
man befindet sich auf lang unterdrückte Wünsche,
auf unerfüllte Hoffnungen, auch auf ge-
machte Versprechungen in Stunden der Not. Man
betrachtet seinen Lebensmann, in welchem man
während der Jahre der harten Gefahr nur den
Schicksalsgefährten sah, plötzlich wieder mit frischen
Augen, man sieht in ihm vielleicht den
Unzulänglichkeiten, den Bedauern, man empfindet jede
Ungeheuerlichkeit, jede Ungerechtigkeit mit doppelter
Schärfe. Unsere Tagesblätter geben trotz der Pa-
rationalisierung ein getreues Abbild dieser ge-
dankten Unzufriedenheit. Und kein denkender Mensch
kann sich beruhigen mit der Feststellung, daß die
verschiedenen Sozialgesetze, die im Entstehen sind,
alles wieder in Ordnung bringen werden. Natürlich
findet sie notwendig, aber sie bedeuten nur die
eine Seite der Angelegenheit, die andere ebenso
wichtige ist, wie wir schon bei früheren Gelegen-
heiten betonten, die menschliche.

Und dabei möchten wir uns für einen kurzen
Moment aufhalten, einmal weil diese Seite des
Problems von ganz besonderer Bedeutung ist für
uns Frauen, die wir durch unsere Arbeit im All-
tag, durch die Art unserer Verkehr mit anderen,
durch unsere Meinungen, durch unsere erzieheri-
schen Methoden wirken müssen, solange uns die
Mitarbeit in der Gesellschaft verlagert ist, dann
aber auch, weil wir durch diese unheimliche Klein-
arbeit vielleicht am sichersten das Fundament schaf-
fen, auf dem erst der weitere Ausbau eines So-
zialstaates mit Erfolg einsetzen kann.
Von Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Ar-
beitnehmer, vom Bauern und Städter, ist an die-
ser Stelle schon wiederholt gesprochen worden. Es
gibt aber noch andere grundsätzliche Verhältnisse
in unserm Land, die Konflikte auslösen kön-
nen. Wir Schweizer sind stolz darauf, ein gut aus-
gebautes System der sozialen Fürsorge zu besitzen.
Nur schade, daß diese Fürsorge immer stärker die
Tendenz verfolgt, in Nachschaltung unserer federali-
stischen Systems, sich entsprechende Grenzen zu zie-
hen und sich auf ganz bestimmte Kreise zu be-
schränken.

Es ist schon, daß bei uns jeder Bürger nicht nur
in der Schweiz als Ganzes, sondern in einer be-
stimmten Gemeinde sein Heimatrecht hat. Diese

Zugehörigkeit zu einem ungetragenen Stück Erde —
häufig ist es ja das, worauf man geboren ist, aber
wo man lebt — schafft die enge Verbundenheit mit
der Heimat, die ganz entscheidend nicht nur ein star-
kes Heimatgefühl gibt, sondern auch eine nie ver-
gessene Kraftquelle ist. Es schadet auch nichts, daß
so große Verschiedenheiten in den Existenzbedin-
gungen, im Lebensstandard der verschiedenen Ge-
genden, der Berge und Täler, der Städte und dem
Land, da sind. Wir wollen ja in der Schweiz keine
Schablone, und die Mannigfaltigkeit in der Einheit
ist gerade einer ihrer größten Reize. Aber dieser
Einheit wird bedeutend Abbruch getan, sobald
außergewöhnliche Umstände die Menschen zwingen,
Süsse in Anspruch zu nehmen. Es kommt z. B.
vor, daß Menschen verschiedener Herkunft am
gleichen Ort, im gleichen Arbeitsprozeß zusammen-
geschloffen sind. Dem einen aus der reichen länd-
lichen Heimatgemeinde blühen allerlei Vorteile,
Stipendien für die Kinder, bezahlte Ausreisen-
kosten, wenn solche nötig werden, reichliche Unter-
stützung, wenn es zur Unterhaltungsbedürftigkeit
kommt, und dem anderen aus der armen Bergge-
meinde kann kein Heimatort selbst im Fall von
schwerer Not, Krankheit und Unglück nur eine
höchst bescheidene Summe überweisen. Und wenn
er diese Unterstützung — mag sie auch noch so klein
und ungenügend sein — bekommt, wird er von
allen örtlichen Hilfsaktionen ausgeschlossen unter
dem Vorwand der Armenangehörigkeit. Nimmt die
Verarmung dann zu infolge von Krankheit und
Alter und kann die Heimatgemeinde — vielleicht
ist's eine bittere kleine Kreisgemeinde — das
benötigte Unterhaltungsgehalt nicht mehr zusam-
menbringen, dann wird die Familie von der wohl-
habenden Wohngegend, der sie die besten Jahre
ihrer gesunden Kraft gewidmet hat, in die voll-
ständig fremde Heimatgemeinde abgeschoben, wo
sie unter Umständen im Armenhaus verkommen
muss.

Zugegeben! Manche dieser kantonalen Bestim-
mungen entspringen einer gewissen Notwendig-
keit, nämlich der, den allfälligen Zustrom zu den
Städten zu dämmen. Aber sie haben heute ein Aus-
maß erreicht, das sich verhängnisvoll auswirken
kann für das Zusammengehörigkeitsgefühl der
Schweizer unter sich, das doch gerade in gegenwärti-
ger Zeit von so ungeheurer Wichtigkeit wäre. Und
sie betreffen, abstrakt gesehen, nicht nur Umstän-
den, sondern auch jählich genau das Gegenteil von
dem, was damit ursprünglich beabsichtigt war; denn der
deutlich benachteiligte Angehörige einer armen Ge-
meinde wird erst recht alles daran setzen, daß seine
Nachkommen in einer Stadt sich niederlassen, um
dort mit der Zeit die Heimatberechtigung erlan-
gen zu können, um nicht bereits auf solchen Zu-
rückgefallen ausgelegt zu sein. Und die Wohnan-
gelegenheit von unsern Bergstädtchen wird dadurch nur umso
größer werden.

Ein ähnliches Bild ergibt sich bei Arbeiterüber-

fluß und Arbeitsmangel. Während der Jahre gro-
ßer Arbeitslosigkeit vor dem Kriege kam es vor,
daß Kantone verbotenen, Arbeiter aus anderen Kan-
tonen einzustellen, ja, daß sogar Unternehmungen
die größte Mühe hatten, wenn nicht gar vor
der Unmöglichkeit standen, für Spezialgebiete kan-
tonsfremde Arbeiter anstellen zu dürfen, die in-
nerhalb des eigenen Kantons nicht aufzutreiben
waren. Und heute noch wird der Grundsat-
z, vor allem Leute aus dem eigenen Kanton anzu-
stellen, so allgemein gehandhabt, daß für Arbeiter
gewisser Berufe fast keine Anstellungsmöglich-
keit besteht, wenn sie aus Kantonen kommen, die
für die betreffenden Berufe nur wenig Verwen-
dung haben, und sie an anderen Orten auf Grund
ihrer außerkantonalen Heimatzugehörigkeit abge-
wiesen werden.

Wir Frauen können diese tief eingewurzelten
egoistischen und kurzfristigen Vorurteile nicht von
einem Tag auf den anderen ändern. Wir wollen
aber mit gutem Beispiel vorangehen, wo immer
uns die Möglichkeit geboten ist, diesen separatisti-
schen Tendenzen zu begegnen. Wir wollen nicht an
Gemeinde- oder Kantonsengrenzungen halt machen
mit unserer Fürsorgearbeit. Wir wollen die Statu-
ten unserer Vereine und Verbände großzügig ge-
halten, damit sie uns erlauben, nach menschlichen
Werten zu urteilen und nicht Paragrafen zu rei-
ten, dem Hungernden ein Stück Brot zu reichen,
ohne nach dem Heimatort zu fragen. Wir wol-
len alles tun, um durch unser Verhalten Härten
auszugleichen und damit eine Mentalität schaffen
zu helfen, die sich hoch engherzigen Gespinnstgeiten
entgegenstellt.

Beispiele:

Wir wollen uns Mühe geben, einander kennen
zu lernen; denn es ist ganz allgemein so, daß Men-
schen, die unter verschiedenen Existenzbedin-
gungen leben, auch falsche Anschauungen voneinander
haben. Wie manche überlastete Frau, die schwer mit
der Not des Alltags ringt, glaubt, daß ihrer mate-
riell bedürftigen Schwester keine Dornen auf dem
Lebensweg wachsen, keine Anstrengung, kein Ver-
zicht von ihr verlangt werde, und andererseits, wie
mancher Mann, der durch eigene Tatkraft und
Fleiß wirklich zu Erfolg gekommen ist, hat sich's
angeeignet, zu denken, daß Mißerfolg, Unglück und
Mangel unbedingt mit eigener Schuld und eigen-
nem Verfall verknüpft sein müssen.

Es ist schwer, wenn nicht überhaupt unmöglich,
durch Theorie und Behauptungen falsche Ansichten
richtigzustellen. Überzeugend wirkt nur das eigene
Erlebnis. Und um dies zu vermitteln, aus zwis-
chen den größten Gegenständen, haben wir einen
Mittler: das Kind.

Tausendfach haben in den letzten Jahren fremde
Kinder in der Schweiz Aufnahme gefunden. Sie
haben nicht nur die für sie so dringend notwendige
gesundheitliche Stärkung gefunden, sie haben auch
die Beziehungen zwischen uns und ihrem Heimat-
land enger geknüpft.

In viel kleinerem Ausmaß sind aber auch in der
Schweiz selber seit Ende des letzten Weltkrieges
Kinder aus bürgerlichem Milieu in günstigeren Ver-
hältnissen aufgenommen worden. Auf dem kleinen

Raum meines Heimatkantons habe ich diese durch
Pro Juventute vermittelten Kinderübertragungen
nun während bald 30 Jahren verfolgen können,
verfolgen können, wie überraschend die Auswir-
kung war nicht nur wegen des gehobenen Allge-
meinbefindens, das durch reichlichere Ernährung,
Ruhe und Pflege erreicht wurde, sondern vor allem
wegen des Wandels der Anschauung in vielen ein-
seitig beeinflussten Gemütern. Und wenn auch diese
allmähliche Umstellung nicht in Tabellen und Sta-
tistiken festzuhalten ist, so ist sie doch spürbar. Erst
durch das praktische Beispiel wird sich manches
klar, wie in aller Stille schwere Lebensbedingungen
mit größter Tapferkeit ertragen werden, und daß
diese Lebensbedingungen z. T. einfach ungenügend
sind, daß grundsätzliche Veränderung unumgänglich
nötig ist. Und auf der anderen Seite lockt sich die
Problemlösung in vielen von der Not des All-
tags hart geordneten Seelen. Langsam regen sich
weitere Gefühle gegenüber dem dem Schicksal an-
scheinend so ungerechtfertig bevorzugten Men-
schen. — Dürfte einem Mann eine Banknote in die
Hand, so wird er sie vielleicht nicht einmal den-
ken, er wird ihr sagen, es sei Pflicht und Schuldig-
keit, vom Überflüssigen abzugeben. Wenige dich in Liebe
zu seinem Kind nieder, so wird kein Starbheit
sich lösen, die Bereitwilligkeit zu objektivem Urteil
sich langsam Bahn brechen.

Zu dieser positiven Einstellung zum andern, zur
reifevollen Anerkennung des Wertes des andern, die
durch keine äußere Verschiedenheit, sondern allein
nur durch die innere Haltung des Menschen be-
stimmt wird, kommt auch die Anerkennung der
Leistung, der Arbeit. Und zwar nicht nur platonisch,
indem selbstverständlich auch das Treiben einer
Schraube als notwendig erachtet wird, weil sonst
kein fertiges Produkt entstehen kann, sondern in-
dem durchaus konsequent die Wertung der Arbeit
nicht von ihrer sozialen Schichtung, sondern von
der Art und Weise, wie sie ausgeführt wird, ab-
hängig gemacht wird. Selbstverständlich wird und
muß es vom Lohnstandpunkt aus immer Unter-
schiede geben in bezug auf das verlangte Maß an
Fähigkeiten, Kenntnissen und Verantwortlichkeit;
aber für die Werthschätzung der Arbeit kann nur die
Gewissenhaftigkeit und Treue, mit der sie getan
wird, bestimmend sein. Wenn dem heute schon so
wäre, wenn in Tat und Wahrheit der Arbeit als
solcher die Ehre gegeben würde, dann wäre es auch
nicht so häufig vor, daß jemand mit aller Gewalt
in einen Beruf hineingedrängt wird, für den er
weder die nötigen Fähigkeiten, noch die charakte-
ristische Eignung hat, oder daß alles drangelegt wird,
in einer Stellung Eingang zu finden, für die es
an den menschlichen Voraussetzungen absolut fehlt,
in der man aber nur durch die Tatsache, daß man
sie inne hat, mehr zu gelten, mehr zu bedeuten
glaubt. Und doch wirkt es sich oft genug verhäng-
nisvoll aus, daß diejenigen, die am liebsten oder an
einfachsten Stellen stehen, eben verzeihlich we-
nig Eigenschaften für dies Amt aufweisen, und daß
ihre Untergebenen, die Schwächen und Fehler-
quellen klar durchschauend, ihren Proffit daraus
zu ziehen wissen oder dann in scharfer Opposition
gegen das ganze System verfallen. Andererseits
formen wertvolle schöpferische Kräfte verloren



Roman von Marguerite Audoux.
Übersetzt von Maria Arnold

16. Fortsetzung

XVI.

Seitdem Fräulein Hermine über einige Franken
mehr in der Tasche verfügte, als für die üblichen
Ausgaben brauchte, genügte ihr die Boulevarde- und
Anlagen von Paris nicht mehr. Sie mußte den vielen
Pariser folgen, die jeden Sonntag aus Land gingen.
Dafür hand sie früh auf und fand Gefallen daran, sich
langsam anzuziehen. Ich war auch glücklich, einen
ganzen Tag der Stadt zu entkommen, und alle beide
jagen mir freudig und geschäftig los, als ob wir eine
erholsame und wunderbare Reise unternehmen würden.
Während führte uns nur eine Straßenbahn in einen
Kanal, aber manchmal trug uns eine Eisenbahn weiter
fort, und dann schien Fräulein Hermine ein Stück ihrer
Heimat wiederzufinden, die sie vermissen hatte, und der
sie so bitter nachtrauerte. Schon die Fahrt war für uns
wie ein Fest. Sobald man aus Paris heraus war, er-
streckten sich zu beiden Seiten der Bahnlinie riesige
Gemüsegärten, deren Glasglocken sich zu Hunderten an-

einanderreichten und in der Sonne wie helle Wasser-
becken glitzerten. Dann folgten die Obstgärten. Der
Frühling hatte sie mit weißen und roten Blüten ge-
schmückt. Und wenn der Juni die ersten Früchte reifte,
bedeckte er zur selben Zeit die breiten Pflanzungen der
Eisenbahntrasse mit Wohlgeruch. Nach dem der Zug
zu vorbei, so verschwand alles ineinander, und man
wußte nicht mehr recht, ob die Blumen Kirichen oder
die Kirichen Wohlgeruch seien.

Das Tal der Chevreuse besaß unsere besondere Gunst.
Lagere entzückte vor allem Fräulein Hermine. Die
Hügel trugen ihrer Meinung nach zwar zu wenig
Reben, aber die Abhänge, voller Erdbeerstraucher und
Pflaumbäumen, gefielen ihr besser als die Ebene mit
ihren Safer, oder Getreidefeldern.
Die engen und hohen Häuser, die wir auf unserm Weg
trafen, veranlaßten sie, die Geräumigkeit und Tiefe
des Hauses zu rühmen, in dem sie geboren war, und
wenn sie in den winzigen Gärten einer kleinen Villa lebte,
in dem Kleinsten das Grün erhellte so sagte sie:
— Mein Garten war voll Blumen und Bäume, und
wenn die Sonne nach dem Regen herinschien, nahmen
die Blüten so seltene Farben an und schimmerten licht
mit so glühenden Blaustrahlen, daß sie noch schöner
als die schönsten Blumen waren.

Als ich erfuhr, warum sie aus eigenem Willen einen Ort verlassen hatte, den sie so liebte,
antwortete sie lebhaft:

— Der Garten hielt mich noch drei Jahre nach dem
Tod meiner Eltern zurück, aber das leere Haus er-
schreckte mich, die Stille der Nacht ließ mich nicht schlaf-
en, und meine Gesundheit litt darunter.

Nach einer langen Pause fuhr sie fort:
— Und dann lehte es auch an Arbeit, die Frauen
liehen ihre Arbeit nicht mehr bei mir machen.

Fast zornig setzte sie hinzu:
— Es war auch mein Fehler ... Ich trug meinen
Kummer wie ein Gebrechen.

Ihre Stimme klang groß und, ich magte nun sie
zu fragen:

— Was haben Sie am Hochzeitstag ihres Bräuti-
gams getan?

Zu meiner großen Ueberraschung antwortete sie ein-
fach:

— Ich bin in die Kirche gegangen und bete lange
für mein Glück.

Und es folgte ein Sonntag dem anderen, erfüllt von
frischer Luft und sanften Worten. Während ich Fräu-
lein Hermine sprechen hörte, schien es mir, als empfangte
ich von ihr das kostbare Geschenk eines sehr langen Le-
bens, das nur aus Liebe und Mut, aus Glend und Reue
bestanden hätte.

Nicht immer begünstigte uns das schöne Wetter. Die
Wegge verwandelten sich manchmal in Stimpfe, aber wir
lachten nur darüber, so groß war unsere Freude, im
Freien zu sein. Oft, wenn die Nacht schon hereinbrach,
blieben wir noch auf dem Lande, um dem so reinen
Gefühl der Luft in den Gräben zuzuhören. An war-
men Abenden ließen wir die Züge vorbeifahren, ohne
uns entscheiden zu können, heimzufahren. Doch den
lechten Zug mußten wir nehmen. Er war von lärmenden
Menschen überfüllt und brachte uns zur Stadt zu-
rück, deren Lichter uns bei der Heimkehr überraschten
und blendeten.

Für die Reise in die Bourgogne begnügten wir uns
damit, Pläne zu schmieden, um einmal dorthin zu fah-
ren. Wir sprachen davon auch manchmal in der Berli-
nath. Während Fräulein Hermine alle Einzelheiten un-
serer Sonntagsausflüge erzählte, bedauerte sie immer
wieder, daß ihre Heimat so weit von Paris entfernt
war.

Frau Daignac, die an allen Sorgen der anderen teil-
nahm, sagte schließlich, trotz ihres eigenen Kummers,
zu mir:

— Fahren Sie mit ihr hin.
Und da wir am Vorabend des 15. Augusts waren,
beschloß sie, uns drei Tage Urlaub für diese Reise zu ge-
währen.

Drei Tage in der Heimat verleben! Fräulein Hermine
konnte es kaum glauben. Sie regte sich darauf auf, daß
wir für ihre Gesundheit fürchteten, und sie begann
schließlich zu weinen.

— Das sind Freudenstränen, sagte sie, um uns zu be-
ruhigen.

Doch plötzlich wurde sie von der Frucht befallen:
— Wenn ich aber durch ein so großes Glück ster-
ben würde?

Frau Daignac, die ihre Todesangst nicht kannte, ant-
wortete:

— Das macht nichts, dann würden Sie wenigstens zu-
frieden sein.

Am Morgen unserer Abreise goß es in Strömen. Die
ganze Nacht hatte über Paris ein Gemitter gewieht,
und jetzt jagte der Wind den Regen, peitschte ihn gegen
die Fensterhölzer und überflutete die Dachrinnen. Ich
gäherte, Fräulein Hermine zu wecken, aber schon

gehen dadurch, daß ihnen die Möglichkeit zu ihrer Ausbreitung fehlt.

Wir haben ja zwar bei uns theoretisch das Prinzip des gleichen Anrechtes aller auf Schulung und Bildung. Wir haben die unentgeltlichen Volksschulen, die Höchschulen und anderen Bildungsinstitutionen, die allen zugänglich sind. Wir haben Zentren für Kinderheime und gänzlich Unbegünstigte und vergelten mehr. Wir haben sehr vieles; aber wir haben eines nicht: das bis in die letzten Konsequenzen sich auswirkende Verantwortungsgefühl, das keinen berechtigt, durch Anrechnung von äußeren Umständen mehr scheitern und gelten zu lassen, als in Wirklichkeit das ist. Keine Berufsgattung darf als ausschließliches Lebensziel bestimmter Kreise gewertet werden, keiner darf den Entschluß einen, seinen Fähigkeiten und seiner Veranlagung entsprechenden, anpruchsvollen Beruf zu ergreifen als ein begründendes Summum bonum betrachten. Degradiert wird er nur dadurch, daß er eine zu viel vorausgesetzte Arbeit schlecht befragt und nicht dadurch, daß er auf beiderseitigen Seiten sein Bestes leistet.

Wenn zum Beispiel ein Vorgesetzter im Militär ein Glas über den Feind trinkt, so ist das schimpflich, als wenn einer seiner Soldaten sich im Kampf vergiftet; denn das Beispiel des Vorgesetzten kann einer unabsehbaren Menge zur Verführung, zur Entfaltung von Auswüchsen dienen. Wenn wir den Schnaps besteuern und dadurch seinen gesundheitsschädigenden Konsum eindämmen, so ist es gut. Wenn aber danach diejenigen, die es sich leisten können, im Genuß von teuren Spirituosen schwelgen, so haben sie nicht nur sich selbst, sie haben dadurch der Allgemeinheit gegenüber ein gewaltiges Unrecht auf sich. Wenn ein höherer Beamter nur ein Tütchen vom Geleß mitnimmt, eine Vorrichtung umgeht, so wiegt das schwerer, als wenn ein untreuer Kausmann mit einer Summe Geldes durchrennt; denn die mangelnde Gewissenhaftigkeit dessen, der den andern voran gehen sollte, kann jegliche Autorität, jede Ordnung untergraben und der Korruption Tür und Tor öffnen. Wenn eine Mutter oder ein Vater auf Gleichgewichts wegen sich Vorteile zu ergattern suchen und die Kinder werden dessen gewahr, so haben sie in die Reihen der jungen Generation den Keim gelegt zu etwas Bösem, das fortlaufend Böses muß gebären.

Wer im hellen Kampfenlicht der Öffentlichkeit, auf der Plattform einer einflussreichen Stellung oder eines in geistiger Beziehung führenden Berufes oder auch nur als Haupt einer Familiengemeinschaft steht, der muß an sich selbst den härtesten Maßstab legen und sich gefallen lassen, daß auch andere es tun. Wenn aber gar das Ungeheuer geschieht, wenn eine Tat, die beim einfachen Mann im Volke geahndet, bei dem, der an der Spitze steht, aber vertuscht wird, so ist das das Verwerflichste, was einem Volke widerfahren kann. Dann muß es einen nicht wundern, wenn es in einem solchen Volke gärt und mottet; denn tausendmal schlimmer als Ungleichheit ist Ungerechtigkeit.

Und so landen wir denn auch mit dieser Frage wieder am selben Punkt, wo wir immer ankamen, wenn wir nach den tiefsten Ursachen von Spannungen und Zwietracht, von Kampf und Krieg fragen: bei der Haltung des einzelnen Individuums. Dort fängt an, was sich in der Gesamtheit zum Guten oder zum Schlimmen auswirkt. Und das ist eine so alte Wahrheit, die in so vielen Variationen immer wiederholt wird, daß man darüber keine Worte zu verlieren wagt. Aber es ist und bleibt trotzdem die Wahrheit. Es wird ja nicht von allen gleich viel erwartet und verlangt. Ungleich sind die Pfunde, die den Menschen anvertraut sind; aber, wiewohl viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und wiewohl viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.

Clara Ref.

Die Tore öffnen sich!

Auf dem Genfer Bahnhof! In 20 Minuten soll der Pariser Zug ankommen. Geduldig stehen die zahlreichen Wartenden herum; erst mit zwei Stunden Verspätung trifft der Zug ein, und nur langsam entleert er sich, müssen doch zuerst die Zoll- und Passformalitäten erledigt sein. Endlich kommen die erwarteten auswärtigen Gäste an, zuerst zwei zierliche Zünderinnen im Sari mit blühenden schwarzen Augen, dann einige Engländerinnen und eine Australierin, die 1939 an einem internationalen Frauentag in Kopenhagen teilnahm, vom Kriege überrascht wurde und nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren konnte. So verbrachte sie die sechs Kriegsjahre in London, half in den Kriegswerken mit und verließ die Stadt nicht einmal während der schweren deutschen Übergriffe.

Todmüde entsteigen die Frauen dem Zuge, haben sie doch zwei Nächte im Eisenbahnwagen verbracht, und gerne begeben sie sich in ihre Hotels zum Ausruhen. Später trifft man sich wieder zum Abendessen, und es gesellen sich noch eine Schwedin und eine Ägypterin zu uns, beide mit Flugzeugen hergereist, die eine von Norden, die andere von Süden und zwar mit besonderer Bewilligung in einem englischen Militärflugzeug.

Man glaubt zu träumen: war der ganze Krieg ein wilder Traum, ein Alpdruck? Sagen wir wirklich als einzige Schweizerin mit Frauen verschiedener Nationalität, Rasse und Religion am gleichen Tische in einer gemütlichen Gaststube der Genfer Altstadt zusammen, freundschaftlichen Austausch pflegend? Nein, die Berichte beweisen uns gleich, daß der Krieg furchtbare Wirklichkeit war, aber eben so wirklich ist unser jetziges Zusammensein, das wir dankbar und froh als tolles Geschenk entgegennehmen. Wärrlich, die Tore öffnen sich!

Der folgende Sonntag ist der Erholung gewidmet. Ein Nachmittagspaziergang in der milden Oktobersonne am Ufer des immer wieder beruhigend schönen Genfersees mit zwei unserer auswärtigen Gäste gibt uns Gelegenheit, allerlei vom Frauenwirken jener fernen Staaten, Ägypten und Australien, zu erfahren. Vor 22 Jahren, so erzählt uns Frauclien Affem aus Kairo in liebevoller französischer, wurde die Frauen-Union (Union féminine), durch Frau Charaoui-Balga geschaffen. Ihr Ziel war, das soziale und Bildungswesen des Volkes zu heben, und zu diesem Zweck gründete sie Primarschulen für 300 Mädchen, die später erweitert und vom Staate übernommen wurden. Die Frauenorganisation erreichte, daß der Staat die allgemeine Schulpflicht für Knaben und Mädchen einführt; sie wurde vortrefflich in den großen Städten verwirklicht. Jetzt arbeiten die Frauen daran, daß sie auch in den Dörfern in die Praxis umgesetzt werde. Daneben entstand eine Art Frauenberufsschule, wo größere Mädchen im Nähen, Kleidermachen, Teppichweben und Sticken, sowie im Schreiben, Lesen und Rechnen unterrichtet werden. Die Universitäten Jeddah und Jann (Namen der ägyptischen Könige) in Kairo und Alexandria nehmen schon seit längerer Zeit weibliche Studenten auf, während die technische und landwirtschaftliche Hochschule ihre Pforten erst dieses Jahr den Frauen öffnete. Vor kurzem fand eine in Paris diplomatische Philosophin nach Ägypten zurück und unterrichtet jetzt an einer der dortigen Universitäten als „professeur de conférence“.

In ihrem Bestreben, den Armen und Kleinen zu helfen, wurde Frau Charaoui-Balga dazu geführt, ein Heim für verwundete Kinder zu schaffen, die nirgendwo eine Unterkunft finden konnten. Die Frauen sind es, die alle sozialen, erzieherischen und hygienischen Verbesserungen einführen. So haben andere Organisationen wie der Rote Halbmond (ein Gegenstück zum Roten Kreuz), unterstützt durch Frau Siddi Balga, und die Organisation „Mohamed Aly el Kebir“, geleitet durch die Prinzessin Schevifat, Spitäler und Polikliniken für das Volk geschaffen, wo sich jedermann kostenlos behandeln lassen kann, sowie Hölse für verwundete Soldaten. Es gelang diesen Institutionen, in wirksamer Weise gegen eine schwere Malaria-Epidemie in Ober-Ägypten anzukämpfen. Prinzessin Affem selbst hat sich Krankenpflegerische Kenntnisse in Paris erworben und besucht oft die Spitäler, um sich um das Wohl der Kranken zu kümmern. Da die Krankenhausinsassen nur zwei Wochen kostenlos im Spital zubringen dürfen, ein längerer Erholungsurlaub oft dringend nötig ist, wird je jetzt daran, in Kairo ein Erholungsheim für 100 Rekonvaleszenten zu errichten, damit sich die Kranken richtig ausheilen können, bevor sie in ihre oft primitiven Verhältnisse zurückkehren müssen.

Und nun verlegen wir uns im Geiste rund um die Erde bis nach dem neuesten Kontinent, Australien. Frau Rischbieth, frühere Präsidentin der gesamten Föderation der australischen Wählerinnen, Friedensrichter am Jugendgericht und Inhaberin eines hohen britischen Ordens, kann uns erzählen, daß die Frauen dort seit Jahrzehnten als vollberechtigte Wählerinnen am Bau des Staates mitarbeiten. Sie waren die tapferen Pionierinnen, die sich mit ihren Männern in den australischen Wäldern (vor 150 Jahren), dort die ersten Farmen schufen, unter größten körperlichen Strapazen aus einer Wildnis behaute Acker anlegten und das Land nach und nach urbar machten. Die Frauenorganisationen Australiens bezeichnen, je dem australischen Bürger und jeder Bürgerin die Möglichkeit eines menschenwürdigen Lebens, Arbeit und Brot zu verschaffen, ein fester Lebensunterhalt in der heutigen Zeit, wo überall aus einem Chaos eine neue Welt aufgebaut werden muß. Die Spitäler, die Schulen sind für alle Volksschichten frei. Es wurden die Familienzulagen eingeführt, ferner keine für Heimallose geschaffen in der Weise, daß die bedürftigen Familien durch jahrelange Zahlung von Mietzinsen sich mit der Zeit ein eigenes Haus erwerben können. Es ist der Staat, der diese Häuser erstellt und bewohnt. Interessant sind eine Reihe von sozialen Werken, die die Frauen geschaffen haben, so die Einrichtung der fliegenden Ärzte und Krankenpflegerinnen, die sich in die entferntesten Gegenden im australischen Reich mittels Flugzeugen begeben, dort Kranken die dringendste Hilfe bringen, eventuell Operationen an Ort und Stelle vornehmen oder die Kranken per Flugzeug in die Spitäler befördern.

Eine wertvolle Einrichtung ist ferner der Unterricht auf schriftlichem Wege: jede Woche kommt ein kleines Heft mit Aufgaben in verschiedenen Fächern heraus, wird den Kindern im Reich, oft in einer Entfernung von 14.000 Meilen, zugestellt, und die Kinder, die natürlich keine Schule besuchen konnten, erhalten auf diese Weise den nötigen Unterricht, schreiben ihre Aufgaben und senden sie ebenso regelmäßig zurück. Erweist es sich, daß der Schüler oder die Schülerin besonders begabt ist, so wird dafür gesorgt, daß er oder sie ein Stipendium erhält und an einer höheren Schule in einer Stadt ihre Ausbildung vervollkommen kann. Die Frauen haben diese ausgezeichnete Einrichtung geschaffen und ihre Regierung dazu gebracht, diese Art von Schulenterricht durch Schaffung eines besonderen Departements auszubauen und staatlich zu erklären. Es ist das Bestreben der Frauenorganisationen, zuerst solche sozialen und Bildungseinrichtungen zu schaffen, später aber den Staat dazu zu bringen, die Werke zu Gunsten der Allgemeinheit zu übernehmen.

Unser Spaziergang ist zu Ende, und wir trennen uns in Erwartung der bevorstehenden Arbeitstage; denn nicht zum Vergnügen haben unsere auswärtigen Gäste die manchmal recht strapazierende Reise nach Genf unternommen, sondern um einen ersten Kontakt zwischen den Mitgliedern des Weltbundes für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Frauenarbeit anzuknüpfen, um Fäden zu knüpfen, die Weiterarbeit des Weltbundes zu besprechen und einen Frauentag vorzubereiten, der vielleicht schon nächstes Jahr irgendwo auf dem Erdball stattfinden soll. Wird dieser Plan in Erfüllung gehen?

E. V. A.

Nachrichten der Woche

Inland

Das Eidgenössische Politische Departement hat eine kleine Expertenkommission und eine größere Konsultationskommission zur Prüfung der Forderungen der Vereinigten Nationen eingeleitet. Mitte November erstmalig zusammenzutreten.

Das Eidgenössische Landwirtschaftsdepartement hat eine Expertenkommission für die Einführung der Mutterkornsteuerung bestellt, in welcher Vertreter der Arbeitnehmer und -geber, der Metzger, Hygieniker, Krankenpfleger, der Gemeindevorstände, Frauenvereine berufen sind. Präsident ist Dr. Sager, Direktor des eidgenössischen Amtes für Sozialversicherung.

Die eidgenössische Preiskontrollstelle ist ermächtigt worden, Maßnahmen für die Stabilisierung der Preise (Verbilligung) von Brot, Mehl, Getreide und Getreideprodukten, Mais, Hirse, Hülsenfrüchten, Speisefett, Öl zu treffen.

Am 15. November wird der Hafen von Genava und die dortigen Warenflüsse wieder benutzt und der Transport von Waren für die Schweiz aufgenommen werden können.

Die in Genf tagende Präsidentenkonferenz des schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht hat in einer Resolution den Nationalratspräsidenten ersucht, die Behandlung des Postales durchsicht betreffend Einführung des Frauenstimmrechtes auf die Traktandenliste der Winteression zu nehmen.

Zum schweizerischen Gesandten in Kanada ist der vereidigte schweizerische Generalkonsul in New York, Dr. G. Heller Dr. Victor Krieger ernannt worden.

Als Nachfolger des verstorbenen Bischof Besson hat der Papst Mgr. Charrière, Fribourg, zum Bischof von Lausanne, Genf und Fribourg ernannt.

Prof. Dr. Huber ist als Präsident des internationalen Rates der Frauen von der Universität Lausanne zum Ehrenbürger ernannt worden, gleichzeitig mit ihm haben Feldmarschall Montgenom und General Gienhammer die gleiche Ehre erhalten.

Im Alter von 66 Jahren ist Pierre Cérésole, ehemaliger Gymnasiallehrer in La Chaux-de-Fonds, gestorben, der als Gründer und Leiter des internationalen Hilfswortes seine ganze Kraft für aufbauende politische Arbeit einsetzte.

Zwischen der Schweiz und Holland ist ein Wirtschaftsausschuss unterzeichnet worden, demzufolge vorläufig in erster Linie schweizerische Waren an Holland exportiert werden.

Kriegswirtschaft: Auf der November-Lebensmittelliste werden die beiden Coupons D11 für je 125 Gramm Reis freigegeben.

Ausland

Präsident Truman sprach in einer vielbeachteten Rede über die kommende Außenpolitik der USA und betonte, daß Amerika zur See und in der Luft eine starke Armee beibehalten müsse, um den Frieden zu sichern. Das Geheimnis der Herstellung der Atombombe soll nicht bekanntgegeben werden.

Nachdem die Sowjetunion und ihre beiden Satelliten, Weißrussland und Ukraine, die Charta der Vereinigten Nationen ratifiziert haben, sind nun 29 Staaten beigetreten; die Bestimmungen dieser neuen Weltorganisation sind jetzt in Kraft gesetzt worden.

Die englische Regierung hat eine Forschungsstätte für Atom-Energie einzurichten befohlen. Das belgische Regierungserkenn, das Geleß, das die Frauen wahlberechtigt macht, wegen technischer Schwierigkeiten bis 1947 zu verschieben; dies würde verhindern, daß die belgischen Frauen an den Wahlen von 1946 teilnehmen und praktisch erst 1950 ihre Wahlberechtigung bringen.

In Brasilien und Venezuela haben Unruhebewegungen zum Sturz der Regierungen geführt.

Während in Tschangung noch Verhandlungen zwischen der Regierung Chinas und den oppositionellen Kommunisten geführt werden, haben die belagerten Truppen sich im Bürgerkrieg zu kämpfen begonnen. Die Polen sind geneigt, daß man dort 7 Millionen Flüchtlinge aufnimmt.

Der Nobelpreis für Medizin ist für 1945 den Gelehrten Sir Walter Fleming (London), Dr. Oskar Mörner und Sir Florenz (London) für ihre Arbeiten zur Entdeckung des Penicillins als Heilmittel zugesprochen worden.

Der ehemalige deutsche Reichsminister Wehr, der während der Weimarerzeit in Paris amtierte, ist im Schwarzmarkt gefangen genommen worden. In seiner Gefangenschaft in Nürnberg hat Robert Ley, der ehemalige Führer der deutschen Arbeitsfront, Selbstmord begangen; die Prozeßverhandlungen gegen ihn als Kriegsverbrecher standen bevor.

nach dem ersten leisen Pochen an ihrer Tür kam sie vollständig angekleidet heraus.

— Oh, sagte sie zu mir, um mich an der Abreise zu hindern, muß ein ganz anderer Regen kommen, als dieser da.

Und in der Straße ging sie, ihren Regenschirm in der einen Hand und in der anderen ihre hochgerollten Röcke, so schnell vorwärts, daß ich ihr kaum folgen konnte.

Die Reise ging toll vor sich. Sie lenkte die Augen über beträchtliche zerfallene andere Bahnhöfe, und die Stationen lagen nacheinander, ohne daß sie ihnen die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Sie hätte sogar die Station ihrer Heimat verpaßt, wenn ich sie nicht daran erinnert hätte, daß der Zug schon in den Bahnhof einfuhr. Nun war sie die erste an der Tür, öffnete sie mit festerem Griff und sprang auf den Bahnsteig, wie eine Schwalbe, gerade so, wie sie einst in ihrer Jugend von dem Wagen der Winzer gefahren war. Sie blieb ihr schwarzes Kleid nicht am Trittbrett hängen, sondern küßte sich am Saum auf, und man konnte die Stiderei ihres weißen Unterrocks sehen.

Den ganzen Tag ließ Frauclien Hermine von einem Einzigen ins andere.

Unvergesslich war nach ihrer Ansicht der Fluß, der mitten durch die Stadt floß, nicht minder die steil hinunterführende Hauptstraße, auf deren holprigen Pflaster wir unsföhrigen.

Bis am Abend marmelten wir durch die Straßen, und Frauclien Hermine sprach mit alten Bekannten, die wir auf anderem Wege trafen. Doch als wir abends zu

Bett gingen, sagte sie, die Hände wie zum Gebet gefaltet:

— Wo aber ist er, um den ich so viel habe wirren müssen?

Tage darauf führte sie mich in die Weinberge. Jetzt alle Reben waren dürr, und viele lagen brach. Frauclien Hermine erkannte sie nicht mehr. Zu dieser Jahreszeit, wo die Weinblüte unter den Blättern und Trauben faden verstreut, sah man nur schwarze Gefährdungen und wußte, von der Sonne verdorrte Blätter.

— Wo sind nur die Winzer? fragte die Alte, überall nach ihnen Ausschau haltend.

Auf keinem der Wege waren Arbeiter oder ihre Karren zu sehen. Und die Weinberge, die ich so prächtig und gründerfüllt zu sehen hoffte, boten ein Bild von Krankheit und Vernachlässigung.

Vor uns erhob sich der Abhang von Saint-Jacques und zeigte in seiner ganzen Höhe und Breite die gleichen dürrigen und abgestorbenen Reben, aber auf dem Gipfel, genau in der Mitte, glänzte ein großes, festes Stielband in der Sonne, an dem unsere Blicke blieben. Sie näher wir ihm kamen, um so glänzender und deutlicher wurde es sichtbar, und Frauclien Hermine hielt mich plötzlich an, um mich zu fragen:

— Was ist denn das?

— Das ist ein Wehnenfeld, antwortete ich gleich, denn ich konnte jetzt das gelbe Stroh mit den glühenden Wehnen erkennen.

Frauclien Hermine verlor den Atem. Sie hob die

Hände, als hätte man ihr das größte Unglück angekündigt und rief aus:

— Korn in unseren Weinbergen!

Dann betrugte sie sich langsam und sagte leiser: — Oh, Herr, erlaube mich unser!

Statt näher zu treten, lehnte sie um und legte sich auf ein Bündel verfallener Nebenpfähle, das am Rande des Weges lag.

Ein jeder der Winzer, der mühsam durch einen kleinen Seitenpfad den Berg hinaufstieg, setzte sich zu uns, nachdem er Frauclien Hermine erkannt hatte, aber statt von ihren Augenblicke zu reden, wie ich es erwartete, sprachen sie nur von den Reben.

Auch der Alte liebte die Reben. Sein ganzes Leben hatte er mit ihrem Anbau und ihrer Pflege zugebracht. Nur sein Alter, mit dem seine Kräfte geschwunden waren, hatte ihn gezwungen, sich von der Arbeit zurückzuziehen. Doch er konnte sich nicht von den Reben trennen. Selbst wenn sie trant waren, besuchte er sie jeden Tag aus Mitleid. Anfangs hatte er hier und da ein trantes Blatt abgerissen, ohne an ein ernsthaftes Uebel glauben zu wollen, aber jetzt sah er ein, daß sie alle zugrunde gehen würden.

— So viel und so guten Wein haben wir hier geerntet, sagte er.

— Mein Mund blieb offen, als er noch eine lange Klage ausstießen wollte.

Er wandte seinen Kopf dem Stoppelfeld zu, und als sein Blick dann wieder auf die Weinreben fiel, sagte er resigniert:

— Wieviel sind auch die Rebblöße da all?

Er verließ uns, um den Pfad wieder hinaufzugehen.

Er war so trumm, daß seine Stirn die Rebhölzer am Wege berührte. Nach ihm kam ein kräftiger junger Mann mit einem Schubkarren voller abgestorbener Rebblöße denselben Pfad herauf, schenkte den Karren und warf seine Last in eine Grube.

Frauclien Hermine sprach nicht mehr. Sie blinde trau auf drei Gänge, vom Alter gequälte Ummen, die man in der Ferne sah, und die an drei alte Greise denken ließen, die ihre Stöße zusammenlegten, um sich ein Geheißnis anzuertrauen.

— Früher, sagte sie plötzlich, nannte man sie die drei Jungfern.

Sie erhob sich und fuhr fort:

— Sie haben auch den Weinberg einmal in seiner Schönheit gesehen. Damals war er frisch und grün und seine Blätter goldgelb. Jetzt aber steht er wie verbranntes Brot aus.

Sie empfand seine Freude mehr und ihr Arm lag schwer auf meinem, als wenn der Weinberg hinter mich. Doch die Feldwege, durch die wir gingen, waren voller Heuchler und Schmeicheleien.

Unter angekommen, schlugen wir einen Weg ein, der von Boppeln umfäumt war, die unaussprechlich in der warmen Luft rauschten. Der Weg führte am Fluß entlang und das Flüstern seines hellen Wassers verband sich mit dem Wispern der Bäume zu einer fröhlichen Melodie.

Frauclien Hermine suchte wieder einen Platz, um sich zu setzen, und da sie keine fand, lehnte sie sich an eine der Boppeln. Ihre Blicke irrten umher, und sie sagte zögernd:

— Wie traurig ist hier alles!

Quo vadis?

El. St. Am 27. Oktober fand in Zürich eine Delegiertenversammlung des Schweizerischen Frauensekretariats und der Bürgerhausgesellschaften statt. Es folgten dem Direktor des Bundesamtes für Sozialversicherung, Herrn Direktor M. Sager über die Arbeit der Expertenkommission und den jetzigen Stand der Vorarbeiten für die Alters- und Hinterlassenen-Versicherung. Klar und flüssig führte der Referent die zahlreichen anwesenden Frauen über dieses aktuelle Thema auf und weichte sie ein in all die vielen Schwierigkeiten, welche die Expertenkommission zu bekämpfen hatte. Aus zahlreichen vorgelegten Vorschlägen musste ein einziger brauchbarer herausgearbeitet werden; es kristallisierte sich die allgemeine Volkssicherung, in die alle einbezogen sind, heraus. Anpassung an einzelne Gruppen ist faktisch fast unmöglich und bringt immer Ungerechtigkeiten für die einen oder anderen. Alle, auch die selbständig Erwerbenden, Industrie, Landwirtschaft, müssen mit einbezogen werden. Eine allgemeine, auf der Basis der Ausgleichstabelle aufgetragene Beitragspflicht muss die Grundlage bilden. Progressiv soll sie von 2 Prozent bei kleinen Einkommen auf 4 Prozent für die großen festgelegt werden, wobei auch die Höhe der Renten eine gewisse Steigerung erfahren soll. Die niedrigste Beitragsgruppe aber proportional die größten Renten beziehen wird, was sozial eminent wichtig ist. In der Expertenkommission wurde der Wunsch verschiedener Kreise, daß mit der Auszahlung der Rente mit 65 Jahren ein Verbot weiterer Erwerbsarbeit verbunden werden müsse, abgelehnt. Die Renten sind nicht sehr hoch, bewegen sich von minimal 372 (ab 450) Fr. bis 1200 Fr. bei Ehepaarrenten, und steigen für Prämienspeicher von 4 Prozent (statt nur 2 Prozent) bei Ehepaarrenten auf maximal 2400 Fr. Die Altersversicherung bedeutet keine Hilfe mehr, sondern jeder hat einen unbefriedigten Rechtsanspruch darauf, ohne daß ein Vermögenszuwachs geleistet werden müßte. Das Alter mußte auf 65 Jahre festgelegt werden wegen der verfügbaren Mittel, die Jahressumme 60–65 ist sehr stark besetzt und bei Eintritt der Altersversicherung werden die durch Beiträge noch ungedeckten Übertragengenerationen eine enorme finanzielle Belastung sein. Die Kosten einer solchen Volkssicherung belaufen sich jährlich auf über 300 Millionen, und das ganze Finanzproblem aus betr. Anteil der Kantone ist noch ein schwer lösbarer Knoten. Die Versicherungen der 400 000 bereits Versicherten müssen irgendwie in das neue System eingebaut werden. Das sind einige kurze Stichworte aus dem komplizierten Fragenkomplex und dem interessanten Vortrag. Wer sich gründlich orientieren will, greife zu der kleinen Schrift „Grundzüge für die Einführung der Alters- und Hinterlassenenversicherung“, welche von der Eidgenössischen Druckverwaltungsverwaltung in Bern zu beziehen ist.

Die Diskussion ergab von einigen Seiten den Wunsch nach Herabsetzung des Alters für die Frauen auf 60 Jahre, größere Renten, und Erwerbsverbot. Von anderer Seite wurde auf die Bedeutung eines Anfangs überhaupt, die Bedeutung einiger hundert Franken pro Jahr für die Familienversorgung der Alten, und die Notwendigkeit, nicht durch allzusehr reduzierte Beiträge das große Sozialwerk zu stören und zu erschweren, aufmerksam gemacht.

Es war noch einiges Prinzipielles zu sagen. Bei all den kleinen und großen Aussetzungen, die von allen Seiten und von allen Gruppen kommen, und den Drohungen, „wenn das nicht so wird — so find wir dagegen“, denkt man unwillkürlich, daß es Dinge gibt, die im Interesse des Ganzen liegen, ohne die persönlichen Interessen

jedes Einzelnen befriedigen zu können. Weil unsere Schnellzüge z. B. nicht an jedem Rest anhalten können, sagt doch niemand: wir wollen keine Schnellzüge in der Schweiz.

Ganz ernst zu nehmen ist der Wunsch von Frauen, es nach dem Verbot der Erwerbsarbeit bei Bezug der Rente, 1. ist die Rente zu klein und kann vorläufig nicht größer sein und daraus zu leben, also bliebe für die Rentenerwerberinnen in sehr vielen Fällen nichts anderes mehr als Verlorengehen in der Familie eines Kindes, einer Anstalt, oder Anstalt, oder in die Armenpflegen, wenn sie nicht durch etwas Arbeit, wie ältere sie immer noch wertvoll leisten können — das hat der Krieg bewiesen — sich etwas verdienen können. 2. geht heute der Zug durch große Kreise, dem Staat alles aufzubürden — aber man täusche sich nicht — unser Volk ist ein fleißiges Volk, und es gibt Gottlob unter uns noch unendlich viele, die einen unabhängigen Erfolg haben, so lange als möglich selbständig zu bleiben und niemand zur Last zu fallen. Man denke an die vielen Witwen und Alleinstehenden, die „in ein Leben lang das Blut unter den Nägeln hervorgearbeitet haben, eher als ihre Unabhängigkeit zu opfern. Man denke aber auch an die vielen, die froh und dankbar sind, in solchen treuen Allen oft eine Hilfe und Stütze zu finden, die die Jugend rings herum für solche „Erwerbsarbeit“ nicht mehr recht zu haben ist.

Es hat ihren gegeben, und sie sind nicht so fern, wo es der Stolz einer Familie war, sich selber durch Fleiß und Tüchtigkeit durchzusetzen. Heute reitet man den Familien aus in dieses Recht, man führt Hilfe gegen das Doppelverdienereinkommen ein, man führt für alle möglichen Berufe den numerus clausus ein, man redet in alles hinein, was früher als persönliche Freiheit respektiert, man tadelt, was früher für ehrenhafte Zäpfchen gehalten wurde. Und heute wird aus Frauenkreisen der Ruf nach Verbot der Erwerbsarbeit bei Bezug einer kleinen Rente von einigen hundert Franken! Wohin kommen wir mit einer solchen Mentalität, wohin, wenn wir im Einzelnen, in den Familien den Stolz zur Selbstständigkeit und Unabhängigkeit lahmlegen, und das in einer Zeit, wo die ganze Welt, und die Schweiz in ihr, uns durch gewissenhafteste Pflichterfüllung und Arbeit und selbständige Lebenshaltung die Verarmung bekämpfen, die der Krieg uns gebracht hat, und die noch lange andauern wird. Wir wissen, daß in den öffentlichen Betrieben und Verwaltungen die Pensionierung den Rücktritt vom Posten bedingt, aber da handelt es sich meistens um eine Summe, die ein sorgenfreies Alter garantiert, wogegen die vorgegebene befristete allgemeine Altersrente lediglich als „Zuflucht“ und kleine, wenn auch wertvolle Hilfe gewertet werden kann. Wenn in Zukunft die Lebenshaltung der Frauen sich ändern wird, und die persönliche und familiäre Lebenshaltung auf Kosten allgemeiner, genannt sozialer Gerechtigkeit und Verbordnungen mehr und mehr zu beschneiden, so werden wir langsam träge und untätig werden, wie es Frankreich zwischen zwei Kriegen geworden ist, oder wir werden uns mit einem letzten Rest geübten Erhaltungswillens gegen das gefährliche Sozialismus zu weigern, der sozialer Begünstigung auf und das Gute mit dem Unguten zusammen zu lehren.

Deshalb sollen auch die Frauenorganisationen vorzüglich in ihren Forderungen und nie vergessen, daß jedes Ding zwei Seiten hat und wir bei Einführung jedes neuen Gesetzes uns gründlich fragen müssen, wohin allzu weitgehende Forderungen, die aus noch so edlen und höchsten Motiven stammen mögen, nicht zuletzt auch uns Frauen führen würden.

Ich nenne mich „Frau“

Deutlicher ausgedrückt: obwohl ich mich nicht verheiratet habe, nenne ich die „Anrede „Frau“, die mir rein klanglich sympathischer ist, die vor allem aber meiner selbständigen Lebensführung und meinem Alter besser entspricht als das Diminutiv Fräulein.

Erinnern sich die Leserinnen der Debatte, die vor einigen Jahren in unserm „Schweizerischen Frauenblatt“ über dieses Thema geführt wurde?

Ich verfolgte sie mit großem Interesse, ohne mich einer Zuhörerschaft zu beteiligen; aber als die damalige Redaktorin das für und wider mit den Worten behauptete, es möge eben einmal jede Einzelne, die der „Anrede „Frau“ den Vorzug gebe, in ihrem Kreis das Wort der Umstände vornehmen, beschloß ich im Stillen, bestimmt einmal eine dieser „Wagnisse“ zu sein.

Es war mir übrigens niemand beim Wortlaut dieser Aufforderung behaftet. Das „Wagnis“ hat sich mir vielleicht nur deshalb in die Feder geschmuggelt, weil ich aus meinen Erfahrungen heraus gemerkt habe, daß es sich wirklich um ein „Wagnis“ handelt, zumal wenn man in einer Stadt lebt, die allen Andersartigen, allem, das es „mag“, aus der Reihe zu treten, ganz und gar nicht wohlwollend gegenübersteht.

Das heißt, ich will gerecht sein: es sind bestimmte Bewohner unserer Stadt, die in dieser Weise eingestellt sind. Gottseidank gibt es auch bei uns freie und großzügige, ja sogar unternehmend und abenteuerlich eingestellte Menschen, die keinesfalls vom Stengel fallen, wenn ihnen etwas begegnet, das sie nicht gewohnt ist. Und auch über die zuerstgenannten kann leicht gesagt (Spitzer) muß ich noch ein gutes Wort sagen: ihrer einige haben, nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, Verständnis dafür aufgebracht, daß eine Frau in reifen Jahren einfach das Bedürfnis habe, als „Frau“ angedeutet zu werden. Manchmal wirkte der Hinweis auf die Kinder, die ganz selbstverständlich jüngere weibliche Wesen als „Fräulein“, ältere als „Frau“ bezeichnen, um ihnen die Sache nicht gar so unnatürlich erscheinen zu lassen. Auch des höflichen Diktierers, „Gnädige Frau“ taten eine gewisse Wirkung. Nachdenklich stimmte auch die Feststellung, daß die „Anrede „Frau“ Schutz bedeute für eine alleinstehende, mit allerlei Gattigen Leuten in Verbindung kommende Frau.

In meinem jetzigen Fall darf ich sagen, daß ich mit mehr Verständnis als Unwohlsein begegnet bin. Es sind mir zwar drei Ausprüche — leider alle von Frauen — zugefallen, die mich zu wiederholen ich mich geniere, wohlverstanden nicht meinetwegen, sondern der dreie wegen. Aber diesen freundlichen Ausprüchen stehen sehr viele andere gegenüber, die erweisende Verständnis zeigen. Aufgefallen ist mir dabei, daß es neben den klugen und bescheidenen die einfachen Leute waren, die meinen Wunsch als selbstverständlich empfanden und ihm ohne weiteres entgegenkamen. Ueberraschend war mir der Ausdruck meiner Coiffeuse: „Sie sind aber wirklich froh! Als dann Fräulein Frohmeier ich mir als „Frau“ abdrückte — aber Frau Frohmeier, das geht glatt!“ Es ist sehr schön, „glatt“ gegangen. Schwierigkeiten zu überwinden, hatten nur die Genossenheiten, die Schablonenmenschen (noch einmal leise gesagt: die Spitzer), und doch haben auch sie sich „durchgerungen“, teilweise wohl unter dem erleichternden Gedanken: unter Herrgott hat halt allerlei Fortschritt — schließlich kann man ja in der Welt Gefallen finden.

Da ich meinen Wunsch auch schriftlich kundtun wollte, kam mir auch hin und wieder ein schriftliches Echo zurück (meist wurde die Sache einfach zur Kenntnis genommen, und der nächste Brief trug die gewünschte Aufschrift). Martha Nagli z. B. die Margarete Schaffnerin, um nur eine von vielen „Genossinnen“ zu nennen, sprach sich energisch für die allgemeine „Anrede „Frau“ aus. Auch Männer äußerten sich in diesem Sinn, und zwar meinte der eine: ob dreißig sollte man alle Frauen mit „Frau“ anreden.

Was immer eine unverheiratete Frau mündlich oder schriftlich zustimmend reagierte, gehe ich ihr nunmehr die „Anrede „Frau“. Die Schriftstellerin Cecile Jüngli 1906, die sich schon längst für „Frau“ entschieden, geht hier doch noch einen Schritt weiter: sie redet ohne weiteres jedes weibliche Wesen reiferen Alters „Madame“ an.

Noch einen Punkt muß ich erwähnen, der meinen Entschluß, mich „Frau“ zu nennen, befestigt hat: ich habe eine Reihe Kinder. Sie stehen auf verschiedenen Altersstufen, und ihre Anreden sind dementsprechend verschieden. Wenn nur der Ausdruck „Mama“ als nicht allgemein verständlich, oder „Bismama“ als unverständlich gelten mag —

die „Anrede „Mutti“, die mit der ganzen Bärtlichkeit, die diesem Wort inneohnt, gegeben wird, ruft doch ganz entschieden die „Anrede „Anrede. Und was vollends würde mein Großkind — er beehet mich ein sehr köstlichen Besitzt — sagen, wenn man das Großmutter „Fräulein“ begrüßt?

Zum Schluß meiner „frühen“ Klause, um die mich unsere liebe und sehr geschätzte Redaktorin gebeten, mögen die Worte stehen, die mir eine Baseliner geschrieben — wir kennen uns nicht persönlich, sondern nur reaktionell, da sie mich mit den schönsten Ratseln versorgt —, als ich ihr meine veränderte Anrede mitteilte:

„Sehr geehrte Frau Frohmeier, ich beehle mich, Sie zu Ihrem geschätzten Entschluß zu beglückwünschen und bedauere nur, daß ich nicht schon lange von selbst zur „Anrede „Frau“ übergegangen bin. Aber ich bin in solchen Dingen nicht so behende.“

Alle die vielen schönen Kinder Ihres Geistes haben Ihnen ja die Frauenwürde längst mehr als erworben; nun kommen also scheint's auch noch wirkliche Kinder, und sogar Großkinder dazu. Da ist's wirklich höchste Zeit, Sie mit „Frau“ anzureden, um so mehr, als der „Fräulein“ heute auch gar so mannigfache herumlaufen.

Allo, sehr von Herzen grüßt Sie, verehrte Frau, Ihre M. S. C.“

Zda Frohmeier.

Einer Bibliothekarin

F.O. Fräulein Dr. phil. Helen Wild, Bibliothekarin der Zürcher Zentralbibliothek, konnte am 25. Oktober, mitten in frohgemuter Berufsarbeit, ihren 60. Geburtstag feiern. Die gebürtige St. Gallen ist zu ihrem Beruf, über den Umweg von Unterrichtsstunden in Geistes- und Sprachen an der Mädchenschule St. Gallen und von Sekretariatsarbeit am dortigen Industrie- und Gewerbemuseum gekommen. An der Zürcher Universität hat sie 1917 den Titel eines Dr. phil. mit einer bemerkenswerten Arbeit über „Die letzte Altzeit der Eidgenossenschaft mit Frankreich vom 28. Mai 1777“ erworben. Als egyptische Bibliothekarin fand sie sofort nach dem Examen an der Zentralbibliothek Zürich, unter der aufgeschlossenen Leitung von Dr. Hermann Echer, beglückende Arbeit, zunächst in der Zeitschriftenabteilung. Die spätere Arbeit galt der Buchbeschaffung. Als im Januar 1932 Dr. Hermann Echer als Direktor der Zentralbibliothek zurücktrat, wurde der damalige Vize-Direktor Dr. Felix Buchardt zum Direktor und Fräulein Dr. Helen Wild zur Vizebibliothekarin der Zürcher Zentralbibliothek ernannt. Dann eröffneten sich für sie neue Probleme, die es sich gelte bei einer Bibliothek, die Stadt- und Universitätsbibliothek ist, als Aktuarin des Zwangsvereins hat Fräulein Dr. Wild mancherlei Verdienste. Erinnert sie hier an die Zeitschrift Hermann Echers vom Zwangsverein (1927), wo sie unter anderem den ersten Beitrag über „Hermann Echer und der Zwangsverein“ schrieb und eine Liste der historischen Publikationen H. Echers beifügte. Von den Jahren 1918 bis 1926 gab sie die wertvolle „Bibliographie der Schweizer Geschichte“ als Beilage des „Anzeiger für Schweizerische Geschichte“ und später zur „Zeitschrift für Schweizerische Geschichte“ heraus. Als Heft 7 der Publikationen der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare erschienen mit Hermann Echer zusammen die Reletere „Leber Gesamtaltologie“.

Ein besonderes Verdienst hat die Jubilantin an die Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich erworben, dessen vorbildhafte Aktuarin sie seit mehr als einem Vierteljahrhundert ist und seit 1938 präsident ist mit besonderer Sympathie ehrenamtlich die Bibliothek- und Referatalkommission. Die Gesellschaft hat 14 Referate in der Stadt und unterhält neben der Zentrale im Pestalozzihaus zwölf Bibliothek-Filialen mit rund 65 000

MAISON *Carth*

BEDIENENE DAMENBEKLEIDUNG
SCHÖNE BLUSEN, KLEIDER UND PREISWERT
PELZMANTEL

FRAU E. C. STUKER, ZÜRICH 1, BLEICHENWEG 8
TELEFON 273221

Herbstlicher Gang

So unbemerkt wie der Tag in den Abend hinübergleitet, ist es Herbst geworden und es erfüllt sich nun das Versprechen der Natur: Wir sind jetzt da, dürfen wir Ernte halten. Wie waren wir voller Erwartung in den sommerlichen Tagen! Und nun, da es mit einem Male Herbst geworden, flüchten wir über das Wunder, das geschehen. Die Bäume „angenommen“ Früchte, die Erde scheint uns das reife Korn und Gemüse manigfachen Art, und gehen wir diesen Tage über Land, dann müssen wir dankbar anerkennen, daß so viele Hände für uns geschaffen und Gottes Güte unermesslich ist.

Wie leuchten doch die Blumen in den Gärten! Die Aern, Dahlien und hohen Malven an den Zäunen, die gelben Margeriten mit der braunen Sammelblätterchen in der Mitte, und erst die Rosen, die nimmermüden und die roten Geranien auf den Fensterbrettern. Trotz dem kalten Tau am frühen Morgen finden sich noch immer Knospen, die sich noch verknüpfen wollen. Die gelben und die roten Zweigblätter hängen wie schließliche Gärten unter den Dächern, und die Weisstäuben, die braunen und die hellen, prangen verheißungsvoll daneben. An den Hauspollen in den Vorhöfen reifen die köstlichen Birnen und da und dort sogar Trauben mit edelster Überlegenheit!

Wie reich aber schüttet Mutter Natur ihr Füllhorn aus, wenn wir aus den Mauern der Stadt hinausziehen in die offene Landschaft! Und doppelt und dreifach müssen wir dafür danken, daß soviel gesegnete Hände sich

regen, um die Ernte zu bergen, die uns vor Hunger und Not schützen soll in den kommenden winterlichen Tagen.

Sich gehen still und versunken durch unsern herbstlichen Garten! Wir ist, als sei er eben noch voll Sonne, Blumen und geräuschiges Gerat gewesen. Mit seinen leuchtenden Rebellen, den kalten Winden in der Nacht hat der Herbst nun mit einem Male beinahe alles Blüten ausgelöscht! Mit seiner kalten Hand hat er so manche Blüte getrocknet und Baum und Strauch in braune und gelbe Farbe getaucht.

Die Brombeere steht gar bunt und scheidet aus. Noch immer gibt es da und dort im dornigen Gerat eine blauebeere Beere zu naschen. Die Zeit der zukünftigen Winterellen ist vorbei, die Johannisbeerräucher haben neue Triebe angelegt, auch sie waren verdorrend, bunt und gelben und haben uns reich beschenkt. Dann und wann fällt noch verpörrt eine graubehaarte Zweigspitze vom Baum, damit in die Obstschale zwischen den goldgelben Birnen etwas Farbe sei! Wie mit eingelangtem Sonnenlicht aufgestellt, stehen die Äpfel nun in der Vorratskammer und bergen die Gaben des Sommers, die uns köstlich munden werden, wenn der Garten unter der weißen Schneedecke auf den Frühling wartet.

Wie stillgen ist die spinnwebfeine Rebe von Strauch zu Strauch gespannt, und bricht ein heller Sonnenstrahl durch den grauen Dunst, so glänzen sie wie blaues Silber, und hängen gar noch Tropfen daran vom frühen Tau, schillern sie wie Perlen inmitten in das feine Gelpfist. Kein Wunder, daß der stolze Hirschhornkäfer, der seinen Gang etwas mühsam

über die frühlingsgemorene Erdrumme macht, stützt sich und sich das seine Weg zu seinen Häupten bekannt. In meinem Kräutergarten, das er sich zum Abendspaziergang aussernden, ist noch mancherlei zu ernten für die gefunden und die tranken Tage: Salbei und Bohnenraut, Thymian, Kamamel, Kamillen und die kostbare Goldmelisse, dazu noch Wermuth und Baldrian. So werden meine Kräuterkästlein nachgefüllt wie zu Großmutterns Zeiten, und ich möchte sie in Ruch und Kammer nicht mehr missen.

Noch immer schlingt der stolze Hirschhornkäfer zwischen dem mürrigen Grünzeug hin und her, das von dem feinen Silbergelpfist überzogen ist; ihm muß so ein Nephelium und groß schier wie ein Zirkus vor den Augen stehen.

Frau Spinn ist eben daran, in ihrer kunstfertigen Art ein Netz zu spannen und triebelt und trabelt geschäftig hin und her. Ob sie sich über den schwarzen Hagelstolz auf ihre Gedanken macht? Sie wird auf jeden Fall ein warmes Nest zu finden wissen, mag er den Winter ganz alleine und irgendwo verbringen. Wenn nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen!

Die letzte Rolle schneide ich mir vom Strauch und stelle sie auf meinen Arbeitsplatz. Ach, wie schön waren die Tage der Holzzeit! Aber was hilft es, wenn ich heute so in den Sommer zu kommen, obwohl es nun unumkehrbar Herbst geworden. Hat nicht jede Zeit ihr Gutes und ihr Schönes? Haben wir vom Sommer am Ende nicht doch zu viel erwartet und zu viel gewollt? Warum nehmen wir uns im Herbst noch immer mit offenen Händen und sehnsüchtigen Herzen nach unerfüllten Wünschen und beglückenden Wundern?

Nach lättem Licht, nach jauchzender Freude und etwas Unbekanntem! Warum sind unsere Herzen so selten bereit für den Abschied vom Sommer?

Sieken wir doch nicht so unbedarfen und retten wir in die Tage des Herbstes, was wir selbsthalten können in der Erinnerung, und wenn der Winter alles einhüllt, in Schnee und im Eis erstarren läßt, bleibt uns jedes Jahr ne die Hoffnung auf den Frühling. Wie werden wir dann unter Dornen als ein köstliches Geschenk empfangen, denn das könnte, wie die Dinge heute liegen, ja auch ein Wunder sein. Maria Scherrer.

Käthe Kollwitz zum Gedenken

Aus einem kleinen Ort in Deutschland kommt die Frauwerkstatt von dem Ableben der Käthe Kollwitz, die mit ihren 77 Jahren den physischen Anforderungen der Not der Zeit, insbesondere dem Nahrungsmangel, nicht mehr gewachsen war.

Mit ihr ist nicht nur eine universelle Größe aus dem Bereiche der Kunst, sondern auch ein ethisch ungewöhnlich hochgestellter Mensch dahingegangen, eine Frau, deren Name neben demjenigen ihres Zeitgenossen Marx in die Unsterblichkeit eingehen dürfte.

Wie keine zweite war Käthe Kollwitz, die ihren Sohn hatte zum Opfer bringen müssen, beuhen, dem Abschied vor den Grausen des Krieges mit Stille und innerem Ausdruck zu verleben, besser als Worte es vermöchten. Jetzt erneut aktuell gemordener Kapitalismus „Krieg“ wird allen denen, die Einblick in ihn genommen hatten, unerschütterlich geblieben sein, und mit der

Neue Preisabschlüsse!

Schokolade

„Bonarom“, Vollmilch-Schokolade

Tafel 100 g **-.35**

Maisgriess

Paket 500 g **-.35**

Brasil-Reis

Paket 500 g **-.57**

Hafergrüze

Paket 500 g **-.50**

Haferflocken

Paket 500 g **-.40**

Haferflockli

Paket 500 g **-.60**

Gerstenflocken

Paket 500 g **-.45**

Gerstencreme

Paket 500 g **-.50**

Bohnen, weisse

Paket 500 g **-.60**

Erbsen, gelbe, halbe

Paket 500 g **-.60**

Erbsmehl

Paket 500 g **-.60**

Rollgerste

Paket 500 g **-.45**

20 Jahre treu
im Dienst am Volk, im Kampf ums Recht

MIGROS

Genossenschaft

111-18

Von der Familien-Beihilfe

Fräulein W. schreibt:

„1.—10. August 1944 bei Familie W., Fürstentum Graubünden“

Sehr beachtliche Verhältnisse. Mann ist reichend, aber unbefähigt. Frau ist nach langem Krankenlager daheim gestorben. Vier Kinder im Alter von 5 bis 15 Jahren. Das 13jährige Töchterchen besorgt den Haushalt und die Pflege der Mutter.

Nach dem Tode der Mutter kam eine Tante in die Familie, um die Hausgeschäfte zu übernehmen. Sie ist jedoch schwächlich und herzgebend und war daher der Aufgabe, den ganzen durch die Krankheit der Mutter vernachlässigten Haushalt wieder in Ordnung zu bringen, nicht gewachsen.

Wir legten unsere Heimbilfen für kürzere Zeit ein, die namentlich mit allen Fähigkeiten auftraten. Saubertät und Ordnung ins Haus zurückzubringen. Auf diese Weise konnte der Haushalt auf einer gefunden Basis der schwächlichen Tante zur Weiterführung übertragen werden.

Diese Familien-Heimhilfen werden durch die Schweizerische Winterhilfe ermöglicht (Postfach 111/18955).

Der Schweizer-Film, Marie-Louise, in London

Der Zürcher Film, der die Idee der Schweizerhilfe für Kinder des kriegsgeprägten Auslandes in äußerst sympathischer Weise darstellt, wurde am ersten August dieses Jahres der Schweizer-Kolonie in Paris gezeigt. Nachher kam er durch die Vermittlung des Büros der „Neuen Helvetischen Gesellschaft“ in Bern nach London.

Es lag nun dem Produzenten daran, ihn weiteren Kreisen vorzuführen, und auf Anregung des Präsidenten der „Neuen Helvetischen Gesellschaft“ in London, wurde er der Direktion der „Academy“, einem intimen Londoner Kino, der sich schon vor dem Kriege

für gute ausländische Filme interessierte, übergeben. Er ist lokalen Verhältnissen angepasst, etwas gekürzt und mit englischen Text versehen worden. Dieser ist ausgezeichnet zusammengefasst, knapp und klar. Für Ausländer, die oft kein Französisch und schon gar kein Schweizerdeutsch verstehen, ist er vielleicht gelegentlich etwas spärlich angebracht. Er was mehr auf der Seite der Situation entprechend, hätte sie möglicherweise tiefer und da noch gehoben und würde dem musikalischen Zürich gewiss nahelegen. Ein in London entworfenes Plakat, das Marie-Louise über Ruinen hinweg auf die Schweizerberge blicken lässt, und das durch seine künstlerische Ausführung des Films durchaus würdig ist, verleiht ihm in verschiedenen Straßen Londons. Die Schweizerische Gesellschaft hatte zwei große, funktionelle Schweizer-Läden, die einem in jenem stark bombardierten Teil der Oxford Street schon von weitem friedlich und einladend entgegenwinkten.

„Marie-Louise“ ist seit dem Kriege der erste Film in London des „neutralen Auslandes“, was angesichts der großen schweizerischen Filmproduktion und der leichten Verbindungsmöglichkeiten zwischen dem England eigentlich erstaunlich ist. Die Schweizer in London, sowie viele Briten und manche der internationalen Gäste verfolgen mit Interesse diesen Film, der Mütter von der Aufnahme und der Versorgung kriegsgeprägter Kinder in der Schweiz erzählt. Und die Geschichte dieses besonderen Kindes, Marie-Louise von Rouen, (tatsächlich Joane, eines der französischen Flüchtlinge der Schweiz), das sich in einer verhältnismässig wohlhabenden Schweizerfamilie physisch und seelisch vollständig erholte und dem es schwer fällt, sich von den ihm lieb gewordenen Menschen zu trennen, ist an sich ergreifend. Die einfache, natürliche Darstellung, die in allen Details edel und herzlich ist, und die künstlerische Zeitung der Beteiligten, des Kindes sowie der Erwachsenen, mit dem höchsten landschaftlichen Hintergrund, sichern einen ungewöhnlichen Erfolg.

„Times“ hatte den Film bereits mit seiner Einführung angekündigt, und die weitere gute Presse hob ihn mit geradezu erstaunlicher Wärme hervor. Von den besten Wochenendkritiken, die bisher Besprechungen brachten, ließ folgende Aussagen bezeichnend. „Sunday Observer“ meint: „Leicht könnte ein derartiger Film Sentimentalität oder Propaganda ad nauseum bedeuten, und er würde sich leicht auch anderen Fehlern leihen. „Marie-Louise“ aber ist ein „superb Film“. Wenn man bedenkt, was dieses kaum entsprechend zu überlebende Wort im Englischen an Söhnen und an Ziele ausdrückt, weiß man, dass damit alles gesagt ist für sein warmes Lob und weiter: „Er müsste viel größeren Kreisen gezeigt werden.“ „Wenn die Schweiz derartige Filme hervorbringen kann, wäre es im Interesse der Kinematographie im allgemeinen, dass ihr ihrer so bald als möglich mehr

zu leben bekommen.“ „Sun‘g Times“ geht besonders auf die psychologischen Reaktionen ein und betont ihre durchwegs hervorragenden „vielfachen Darstellungen“. Der bekannte Kritiker des „New Statesman and Nation“ nennt den Film „most charming, tender and sensitive“ (entzückend, zart und feinfühlig), und er endet mit den Worten: „Es ist einem kleinen Schweizer Studio gelungen, einen ausgezeichneten Film über Kinder im Kriege zu schaffen.“

Wenn diese Schöpfung bei der besten ausländischen Kritik so viel Begeisterung hervorruft, ist es umso natürlich, dass sie den Schweizern im Ausland warme Heimatklänge bringt: sowie die innere Genugung, dass die humanitäre Unternehmung unseres kriegsgeprägten Landes durch diese künstlerische Gestaltung ein tiefes Echo findet. Der Film sollte so weit als möglich im Ausland gezeigt werden, denn (wie eine der Londoner Besprechungen es hervorhebt) es ist schwer, sich irgendeiner Aufgabe zu denken, die ihm widerstehen könnten. — — — A. H. R.

Gedächtnisfeier

für Frau Dr. h. c. Susanna Orelli

Am 28. Oktober, einem goldenen klaren, herbstlichen Sonntagmorgen, versammelte sich eine zahlreiche Gemeinde in der Dörfli-Kirche in Zürich, um das Gedächtnis dieser seltenen, tatkräftigen Frau zu feiern. In unserem letzten Blatt haben wir aus der berufenen Feder von E. B. ein warmes Lebensbild von Frau Orelli lesen können. An der Feier wurde ihr so eminent soziales Lebenswerk von Stadtpräsident Luginjer gewürdigt, während Dr. E. Zigg in warmen Worten ihr Lebensbild zeichnete, wodurch er durch seine langjährige Zusammenarbeit mit der Gefierten besonders berufen war. Das Maria-Blickli-Markett gab mit seinen schönen Vorträgen der stillen Feierstunde die schönste Weihe und wurde in der Begegnung der Anwesenden ein tiefes Dankgefühl für das tapfere Lebenswerk dieser gütigen und mutigen Frau.

Die Frau auf der Postkarte

Unser Schweizerblatt, das Mouvement féminin, das immer so herrlich kämpferisch in alle Gebiete unserer öffentlichen Lebens hineingreift, reklamiert alle Jahre wieder — und mit vollem Recht — das seit Jahrzehnten auf den Postkarten-Markett Jahr um Jahr immer nur würdige ältere Herren dem Gedächtnis unseres Volkes eingepreist werden. Ich ja einmal gab es glaub ich paar Trachtenmeister! — Aber

dieses Jahr, so wirklich und wahrhaftig hat es den Mädchen, als ob man auf der Postkarte einmal auch der Schweizerfrau gedenken sollte. Denn die „Abstinence“ ist in der Lage mitzuteilen, dass im kommenden Winter das Bild der Frau Susanna Orelli, der Gründerin der Zürcherischen Alkoholfreien, und damit der praktischen, wirtschaftlichen Alkoholfreie, eine der Marken spielen wird. Wir freuen uns, und werden gemeinsam in allen Landesteilen dem Mouvement in dieser Sache in Zukunft helfen.

Amerikaner führen die Milch ein... bei uns!

Wie heiß bemüht sich abstinente Kreise seit Jahren um die Einführung der Milch als Erfrischungsgetränk — an Stelle anderer Getränke — in unseren Hotels und Wirtschaften... ohne daß ihnen der verdiente Erfolg zuteil geworden wäre. War Milch nicht bloß etwas für Kinder und vielleicht noch für Abstinente — unmündig eines Schweizermannes?

Nun kommen aber die Amerikaner und... verlangen Milch und wieder Milch. Und siehe da: was der Schweizer Wirt und Hotelier für den einheimischen Markt nicht tun wollte, bezieht er sich nun für den ausländischen zu tun! Prompt erfindet die „Wirt-Zeitung“ in ihren „Wirtschaftspolitischen Abhandlungen“. Die Amerikaner wünschen sich Milch, und das eidgenössische Kriegs-Ernährungsamt erlaubt an das Gesundheitsamt unterzögert ein Kreisreiben des Inhaltes, daß einer genügenden Versorgung mit Milch alle Aufmerksamkeit geschenkt werden soll.

Kleine Rundschau

Die Frauen von Frutigen

haben sehr erfreulichemweise durch den Vorstand ihres Frauenvereins erklärt: „Das Frutigerdorf schmeckt zu dem Urteil, daß dieses Schmecken bedeutet nicht Zustimmung. Nein, wir Frauen von Frutigen sind empört, wir verabscheuen diese ruchlose „at non habet“ und wir teilen nicht die Ansichten des Schulpräsidenten und dessen Anhänger...“

Hausfrauen wählen bei kleinen Bahnen das Beste!
Ernst's Spezial-Feuertiegwaren



aus Glas und
Mahlung mit hohem
Ei-Behalt hergestellt

Gewicht 250 g

TEIGWARENFABRIK ROBERT ERNST AG. KRAUDOLF

ZÜRICH

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8
Tel. 577 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Bezügliche Räume
Gelegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volkswissen

Ich widerspreche ihr:

— Traurig? Wie können Sie diesen Weg und diesen schönen Fluss traurig finden, die gemeinsam neben- einander hergehen und auf ihrer ganzen Wanderung sich gegenseitig zu laden haben?

Als mich Fräulein Hermine erkundete, anob, schwieg ich und mochte nicht, ihr zu sagen, daß sie ihre eigene Traurigkeit auf alle Dinge übertrage. Sie hatte dann einen so großen Vorrat, daß sie von dieser Kraft etwas abwerfen mußte. Der Platz, an dem wir uns nieder- gelassen hatten, verblüdete sie noch mehr. An dieser Stelle nämlich hatte sie der Zufall nach Jahren wieder mit dem Manne zusammengebracht, den sie liebte. In dem sanften Kaufmann der Blätter und des Wassers erkannte mich ihre Stimme freudig, als sie sagte:

Es war im Frühling. Ich ging hier mit meiner Schwester spazieren, die sich ihr schönes Kind in ihren Armen trug. Er blühte lieb, als er uns sah, und auch die Frau, die ihn begleitete, tat das Gleiche. Auch sie trug ein schönes Kind in ihren Armen, und sie sah mich prüfend an, ohne etwas zu sagen. Da begann ich zu reden, ohne genau zu wissen, was ich sagte. Ich sprach nur, um das Schmeinen nicht länger ertragen zu müssen.

Fräulein Hermine hielt einen Moment inne. Dann zog ich ihr ganzes Gesicht in schmerzliche Falten, und ihre alten Hände legten sich plötzlich an ihre Ohren, als sie knirschte:

— Ach, dieses Schmeinen, es wurde so fürchterlich, daß ich Angst bekam und flüchtete, indem ich so schnell wie möglich nach Hause rannte.

(Fortsetzung folgt.)

Vous êtes chic, Mademoiselle

Ober habe ich mir überlegt, was ich nach Arbeits- schluss noch für Besorgungen zu machen habe. Ein Paar Strümpfe, die ich doch schon auf keinen Fall vergessen; eigentlich ist es ja leichtförmig von mir, jetzt Ende des Monats, wo mein Geldbeutel ohnehin leer ist, noch Strümpfe zu kaufen. Aber — diese hauchzarten Gewebe sind auch gar zu schnell zerissen. Dann ist da noch etwas, was ich unbedingt haben muß — einen neuen Vippentopf! — Wohl ist der alte noch nicht lange im Gebrauch, aber zu meinem neuen Kleid paßt die Farbe nicht und Martin meint, das Kot sei etwas gar zu auffallend.

Also Vippentopf! nicht vergessen!!
Seit hat es in die Türe geklopft und vor mir steht ein zierliches Persönchen, in der Hand einen kleinen Koffer haltend. Die junge Dame ist gut angezogen; vielleicht etwas zu sommerlich für die jetzige Jahreszeit, nur das Gesicht steht in großem Gegensatz zu ihrem Aussehen. Die Züge sind bleich und eingesenken und die schwarzen, großen Augen liegen tief in den Höhlen. Eine harte Wirklichkeit scheint harte Linien um ihren Mund gezeichnet zu haben.

Mit einer angeborenen Eleganz, die etwas Rührendes hat, streckt sie mir eine Karte entgegen und sagt in ganz gebrochenem Deutsch: „Bitte, Fräulein.“ — Ich überlege schnell die Zeiten und sehe, daß diese junge Dame Auslandschweizerin ist, kein Wort Deutsch versteht und erst vor einer Woche in die Schweiz gekommen ist. —

Zwei dunkle Augen schauen mich dankbar an, als ich sie auf Französisch anrede, und mit einem seltsam unbeweglichen und starren Gesichtsausdruck erzählt sie mir ihre Geschichte:

Die große Götter, die ihrem Vater gehört habe, liegt durch Bomben zerstört in Schutt und Asche, ihre Eltern und Geschwister seien bei diesem Angriff ums Leben gekommen und sie sei allein hätte sich retten können. Ohne Mittel und ganz allein sei sie nun in die Schweiz, die sie vorher nie gesehen, die aber doch ihre Heimat sei, geflüchtet und verlasse nun Arbeit zu finden.

Mit einer trostlosen Gebärde weist das junge Mädchen auf das kleine Kofferchen: „Da drin liegt all mein Hab und Gut. Nichts von alledem, was ich befehlen habe, ist mehr übrig geblieben. So gehe ich nun von Haus zu Haus und verleihe, irgendeine Kleinigkeit zu verkaufen; denn ich will niemandem zur Last fallen. Es fällt mir furchtbar schwer, dieses Anklopfen an fremden Türen, aber schließlich, etwas muß man doch tun.“

Bitte, kaufen Sie mir doch eine Kleinigkeit ab.“ — So leid es mir tut, aber in dem kleinen Koffer ist wirklich nichts, was mir von Nutzen sein könnte. Zahn- polier in schlechter Qualität, Stopfgarn von undefinierter barer Größe, Nähnadel-Ballm, der fast ausgetrocknet ist. Mein wirklich, es hat keinen Sinn, etwas zu verkaufen, das man nicht brauchen kann; besonders jetzt, auf Monatsende, wo ich sowieso knapp bin und mir noch einen neuen Vippentopf kaufen muß —

Ich bin eben daran, meiner so schwer betroffenen Mitbewohnerin ein Gebüß zu geben, damit sie nicht mit leeren Händen von mir wegzugehen braucht; aber etwas beschämt lasse ich es wieder verschwinden. Dieses

junge Menschenkind will kein Almosen, nein, aber ehrlich verdienten Geld für seine Hände Arbeit.

Dreimal im Tag habe ich gut und reichlich zu essen, habe nachts ein Dach über dem Kopf und ein warmes Bett zum Schlafen — ich besitze sogar noch genug Geld, um mir neue Strümpfe, einen neuen Vippentopf zu kaufen — Vippentopf! — Ich hab's. Ich werde eben darauf verzichten; schließlich ist das alles ja so wichtig. Zu unterst in dem kleinen Koffer finde ich noch Schreibpapier, das tauche ich der jungen Auslandschweizerin ab und hocherfreut ruft sie aus: „Oh, vous êtes chic, Mademoiselle, vraiment, vous êtes chic!“

Aufmerksam lächle ich ihr zu beim Hinausgehen und lehre langsam an meinen Arbeitsplatz zurück. Das Schreibpapier, durchaus nicht schön und meinem Geschmack entprechend, liegt noch in meiner Hand — Mademoiselle, vous êtes chic.“ — „Bin ich das wirklich, indem ich zu Gunsten einer Mitbewohnerin, die alles verloren hat, auf einen neuen Vippentopf verzichte? Ach, ich hab noch Geld und habe, solche Kleinigkeiten wichtig zu nehmen?“

Heute abend aber, wenn ich in meinem neuen Kleid mit Martin ausgehe, wird er mich bestimmt darauf aufmerksam machen, daß die Farbe meines Vippentopfes nicht zum Ton des Stoffes passe. Werde ich dann den Mut haben und ihm sagen, daß all dies nicht so wichtig ist, oder werde ich mich entfüßeln, indem ich ihm hochachtung von meiner Tat und meinem Verzicht erzähle? — Werde ich wirklich das sein, für das die junge Auslandschweizerin mich hält? „Vraiment, vous êtes chic, Mademoiselle.“

Margaret (Stein)



„Consa“

die Konservfabrik im Haushalt.
Die neue Maschine zur eigenen Herstellung von Konserven.
Praktisch in der Handhabung.

Eine Anschaffung, die sich jedermann leisten kann. Machen Sie uns einen Besuch



SCHWABENLAND & CIE AG. ZÜRICH

Nüscherstrasse 44

Tel. 253740

1 1/2 tags - Arbeit

für Dezember an weibliche Personen zu vergeben. - Notwendige Kenntnisse: Maschinenschriften oder Rechnen.

Offert. unt. Chiffre H14402Z an Publicitas Zürich

Wollen Sie HANDHARMONIKA



spielen lernen oder eine bessere Orgel anschaffen, so schreiben sie heute noch um unseren 50-seitigen Gratis-Katalog und Occasionsliste.

Über 500 Instrumente an Lager: «Record» (Generalverbreitung), Hohner, Eichhorn, Schweizerorgeln, Teils- und Italienische Spezialitäten - Teilzahlung - Gebrauchte Orgeln werden an Zahlung genommen. Mechanische Reparaturwerkstätten

H. ACKERMANN, ZÜRICH 4

Militärstrasse 22 V Telefon 273092

Harmonika-Fachmann und Berater

Wir kaufen

alte Crêpe-Sohlen („Kassohlen“) zu Höchstpreisen

Regoma AG., Zürich 2
Mutschellenstr. 83 Tel. 451550

Reissverschlüsse

in größter Auswahl in Farbe, Modell und Länge erhalten Sie am promptesten im

REISSVERSCHLUSS-SPEZIALGESCHÄFT

M. MEISTER, ZÜRICH 1

Augustinerstrasse 42 Tel. 235331

Beratungsstelle für Frauen

BEFFRA

(C. Hofstetter, Zürich, Gloriarstr. 66)

Wir beraten Sie über:

- Erziehungsfragen
- Berufswahl
- Eheliche Probleme und Konflikte
- Schriftproben
- Erbschaftsangelegenheiten
- usw. absolut zuverlässig, diskret und gewissenhaft.

Sprechstunden nach teleph. Vereinbarung

Telefon 322343

Kunststofferei

von beschädigten Militär-, Herren- u. Damenkleidern, Seiden, Woll- u. Tüllrosetten, Tüll, sowie sämtliche Teppiche u. Decken. Erstes und ältestes Spezialgeschäft am Platz (gegr. 1910)

Frau M. Weiß, Zürich 1, Stadelhoferstr. 42, im Laden Tel. 323138

Giger-Kaffee

ist

Qualitäts-Kaffee



HANS GIGER, BERN

Lebensmittel-Großimport

Gutenbergsstrasse 3

Telefon 22735

GALERIE CLUNY

Antiquitäten

A. Beck-Kuettel, Zürich 2

Alfred-Escherstrasse 25

Schweizer Büfett, Kommoden, Halbschränke, Schreibkommoden, Truhen, Tische, EB- und Wohnzimmer-einrichtungen, alles garantiert unberührt, alte Teppiche, Silber, Porzellan, div. Kunstgegenstände

PRIVATKOCHSCHULE von ELISABETH FÜLSCHER

PLATTENSTRASSE 86, ZÜRICH 7

TELEFON 324461

KOCH-KURS

8. Jan. 1946

21. Febr. 1946

Beginn

vormittags

Dauer: 6 Wochen

Zeitgemässe und gepflegte Küche. 4. Auflage des Kochbuches (Selbstverlag)

Probieren Sie selbst

bald werden Sie spüren, was mit Ambrosia an Geschmack und Nährwert gewonnen und an Geld gespart werden kann. Achten Sie auf den feinen süßen Nußgeschmack.



SPEISEÖL

Ambrosia

Detektiv Lier

Streng diskret - Erstes Spezialbüro

liefert alle Geheimnisse

Tel. 232918

Löwenstr. 56 b. Bahnhof

ZÜRICH 1

a. Detektiv d. Stadt Zürich

u. Fremdenpolizei

34 Jahre Praxis

FÜR DIE TÄGLICHE HAUTPFLEGE

Gurken-Crème fettfrei mit echtem Gurkensaft und Lindenblüten Fr. 1.50

Gurken-Crème mit Fett Fettreiche Hautnährcreme mit Gurkensaft 2.-

Gurkenmilch habilitierte Hautmilch mit Gurkensaft Flasche 2.50

Gurken-Teintwasser erfrischt und reinigt die Haut Flasche 2.50

Gurkencreme mild, fein, mit weichem Schaum (60 Einheiten) 1.30

Rosen-Nährcreme dringt in die tiefsten Hautschichten ohne Fettglanz zu hinterlassen 1.45

Rosen-Seife milde aromatische Gesichtseife (60 Einheiten) 1.30

WIDMER & TRÜMPY, ZÜRICH 1

Storchengasse 8 Telefon 233169



FÜSSLISTRASSE 6 ZÜRICH TEL. (051) 234660

Bemährte Bezugsquellen

E. Kellenberger Söhne, Zürich

Hohlstrasse 110, Tel. 238796

Landesprodukte, Früchte und Gemüse en gros



Stets frisch und prompt

Landeier

Gefrier- Vollei

Vollei-Pulver

Otto Meyer, Eier-Import A.G.

Limmatstr. 73

Zürich 5

Tel. 251600

Obertor 28

Winterthur

Tel. 26418

Eugen Hinnen

Milchprodukte u. Colonialwaren

Zürich-Oerlikon

Birchplatz/Birchstr. 122

Tel. 466916

Ernst Blum

Gross- und Fein-Bäckerei

Zürich-Altstetten

Bäckstr. 525 - Tel. 255093

Filiale Limmatplatz, Tel. 275204

Filiale Albisriederstr. 108, Tel. 276681

Milch — Butter — Käse

Kolonialwaren

Höflich empfiehlt sich:

Alfred Marthaler

Bern-Bümpliz Telefon 46140



Das Haus der bevorzugten Fleisch- und Wurstwaren

Basel

Kriegerstrasse 42

Telefon 34866



„Guets Brot“

„Feini Guetzli“

Seefeldstrasse 119

Tel. 247760

Seefeldstrasse 212

Tel. 245744

Forchstrasse 37

Tel. 320975

Zollikon, Dufourplatz

Tel. 249649

Tea-Room Bahnhofplatz 1

Tel. 231272

Weihnachts - Verdienst

finden weibliche Bürohilfskräfte, Rechnerinnen, Verkäuferinnen aller Branchen, jugendl. Hilfskräfte während des Monats Dezember in den

GRANDS MAGASINS JELMOLI S. A. ZÜRICH

Kurze schriftliche Anmeldung an die Personalabteilung der Firma

Filzhüte

in Haar, Woll, Velour, werden wie neu beim umformen

Dasselbst neue Hüte in jeder Preislage

K. Tischler, Modes Zürich 1

b. Bellevue, Stadelhoferstr. 41

Stepdecken

Erzeugnisse unseres Ateliers vereinigen Qualität und Geschmack

Albrecht-Schlüpfer

Zürich, Linthschloßplatz nahe Hauptbahnhof Tel. 235742



Schmerzen in Fuß und Bein? da hilft

P. TREFNY

allein

Zürich 1

Rindermarkt 7

Gegr. 1848 - Tel. 322287



GLASHALLE 1875 RAPPERSWIL



Der heimelige

Teorama

Marktgasse 18

Gipfelstube

W. KENTSCH, SOHN

ZÜRICH

Privat-Kinderheim „Sonnhalde“

Hünikon (Kt. Zürich)

Bahnstation Henggart

(Linie Winterthur - Schaffhausen)

Lage: 500 m ü. Meer. Sonnige, waldreiche Gegend

Aufnahme finden: Nervöse, ferien- und pflegebedürftige Kinder

Regelmässige ärztliche Kontrolle

Leiterin: A. E. Zürcher

Tel. 052 39233